

Unser Planet.

B l ä t t e r

f ü r

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

U n t e r h a l t u n g s b l a t t.

N^o 306.

(VII. Jahrgang.)

Donnerstag, den 22. December.

1836.

Das Halsband.

(Fortsetzung.)

Nachdem Frau von Lamotte das Vertrauen des Cardinals durch alle Künste der Verführung und durch alle Mittel der Intrigue befestigt hatte, sagte sie zu ihm eines Tages: »Ich bin von der Königin bevollmächtigt, von Ihnen eine schriftliche Rechtfertigung wegen Ihres früheren Benehmens zu verlangen.«

Diese erdichtete Bevollmächtigung war für den Prinzen das Morgenroth eines schönen Tages. Sehr bald war seine Vertheidigungsschrift, die von ihm eigenhändig verfaßt und ganz geeignet war, jeden nachtheiligen Eindruck zu zerstören, der Frau von Lamotte anvertraut. Einige Tage darauf brachte sie eine Antwort in einem sehr geschickt fabricirten Briefchen auf Velinpapier mit Goldschnitt zurück, worin die Worte zu lesen waren: »Ich habe Ihre Vertheidigung gelesen, ich bin entzückt, Sie unschuldig zu finden. Noch kann ich Ihnen die verlangte Audienz nicht gewähren, sobald es jedoch die Umstände erlauben, lasse ich Sie davon benachrichtigen. Seyen Sie verschwiegen!«

Diese wenigen Worte erregten in dem Cardinal ein unbeschreibliches Entzücken. Frau von Lamotte wurde für ihn nun ein Schutzengel, der ihm die Wege des Glücks bahnte.

Durch diesen Erfolg aufgemunter, erdichtete sie eine fortlaufende Correspondenz mit der Königin, deren Handschrift ein geschickter Verfälscher nachmachte. Durch die verschiedenen Geldforderungen, welche sie die Königin unter allerlei Vorwänden thun ließ, hatte sie sich nach und nach eine Summe von 120 000 Livres von demselben verschafft. Aber nichts vermochte dem verliebten und leichtgläubigen Großalmosenier, den man mit so gemeinen Mitteln hinterging, die Augen über diesen Betrug zu öffnen. Ein unglücklicher Zufall trug dazu bei, den Geist des Cardinals noch mehr zu verblenden und in seinem unseligen Wahne zu bestärken.

Cagliostro, der Gaukler, Quacksalber und Gauner des vorigen Jahrhunderts, hatte sich durch Wundercuren, durch sein mysteriöses Benehmen und durch seine seltsamen Sitten einen großen, weit verbreiteten Ruf erworben. Seine aufmerksame Sorgfalt für die Armen und seine Geringschätzung der Großen gab seinem Charakter einen Anstrich von Geistesüberlegenheit und Interesse, welches Enthusiasmus erregte.

Der Cardinal von Rohan befand sich in Saverne, als der Graf Cagliostro Straßburg und die Schweiz durch sein Benehmen und seine Krankenheilungen in Staunen setzte. Von Neugierde getrieben, einen so außerordentlichen Mann kennen zu lernen, reiste der Prinz nach Straßburg. Ehe der Cardinal bei dem Grafen vorgelassen wurde, mußte er mit ihm unterhandeln.

»Wenn der Cardinal krank ist,« war die pathetische Antwort, »so mag er kommen und ich werde ihn heilen; wenn er sich aber wohl befindet, so braucht er weder mich noch ich ihn.«

Eine Antwort der Art, anstatt die Eigenliebe des Prinzen zu verletzen, erregte im Gegentheil nur noch mehr in ihm das Verlangen, ihn kennen zu lernen. Endlich gelang es ihm, in das Heiligste dieses modernen Aesculap's eingelassen zu werden; die Unterredung, welche der Prinz mit dem Grafen hatte, erregte in ihm auf das Lebhafteste das Verlangen, in nähere Bekanntschaft mit dem Wunderthäter zu treten. Mit vieler Mühe gelangte er dazu, und der verschmigte Charlatan wußte sein Betragen und seine Aeußerungen so gut abzumessen, daß er selber, ohne scheinbar zu wollen, in die engste Vertraulichkeit des Cardinals und zu dem bedeutendsten Einfluß auf seinen Willen gelangte.

»Ihre Seele,« sagte er einstmals zu diesem Prinzen, »ist der meinigen würdig und Sie verdienen in alle meine Geheimnisse eingeweiht zu werden.«

Diese Worte beraubten den Cardinal seines Verstan-

des gänzlich. Willenlos ergab er sich dem Spiele, welches von jetzt an der Gauner Englistro leitete.

Im Jahre 1774 hatte die Königin Marie Antoinette vom Juwelenhändler Böhmer Girandolen für 360,000 Franken gekauft und sie aus ihrer eigenen Chatouille in mehrjährigen Terminen bezahlt. Seitdem hatte ihr der König einen Schmuck von Rubinen und weißen Diamanten, ferner ein Paar Armbänder für 200,000 Franken zum Geschenk gemacht. Nachdem die Königin die Form ihres Diamantenschmucks hatte umändern lassen, bemerkte sie gegen Böhmer, daß ihr Schmuckkästchen jetzt reichlich versorgt sey; gleichwohl beschäftigte sich dieser seit mehreren Jahren damit, einen Vorrath der schönsten Diamanten, welche im Juwelenhandel zu haben waren, zu sammeln, um daraus ein Halsband von mehreren Schnüren zu bilden, welches er dann der Königin zu verkaufen gedachte.

Nachdem er dieses Prachtwerk vollendet hatte, brachte er es zu Herrn von Campan und bat diesen, mit der Königin darüber zu sprechen und in ihr den Wunsch zu erregen, dasselbe zu sehen und zu kaufen. Herr von Campan weigerte sich, ihm diese Gefälligkeit zu erweisen, da er glaubte, aus den Schranken seiner Pflicht herauszutreten, wenn er sich erlauben wolle, der Königin eine Ausgabe von 1,000,000 Franken in Vorschlag zu bringen.

Böhmer verschaffte sich nun vom ersten diensttuenden Hofcavalier des Königs die Erlaubniß, diesen prächtigen Schmuck dem Könige zeigen zu dürfen, der davon so entzückt wurde, daß er die Königin damit geschmückt zu sehen wünschte. Er ließ demnach das Juwelentästchen auf ihr Zimmer bringen. Auch die Königin bezeugte ihr Wohlgefallen an der Schönheit der Diamanten, versicherte indeß dem König, daß es ihr sehr leid thun würde, wenn man eine so bedeutende Ausgabe für ein Stück der Art machen wolle; sie habe sehr schöne Diamanten, die sie gleichwohl kaum 4 bis 5 Mal des Jahres am Hofe trüge; man möchte daher das Halsband wieder zurückschicken, da ihr der Bau eines großen Seeschiffes eine weit nöthigere Ausgabe, als die in Vorschlag gebrachte zu seyn scheine.

Böhmer, welcher über das Scheitern seiner Hoffnung trostlos war, machte nun an mehreren Höfen Europas Versuche, sein Halsband abzusetzen; doch vergebens. Ein Jahr nach diesen fruchtlosen Versuchen ließ Böhmer noch ein Mal sein Diamantenhalsband dem Könige antragen, mit dem Anerbieten, die Bezahlung dafür theils in verschiedenen Verfallzeiten, theils in verschiedenen Leibrenten annehmen zu wollen. Diese Anträge hatten etwas Reizendes; der König sprach daher auf's Neue mit der Königin darüber. Diese erwiderte, daß, wenn der Kauf wirklich nicht drückend wäre, der König ihn abschließen und das Halsband für die Vermählung seiner Kinder aufheben möge; was sie betreffe, so würde sie dasselbe nie wagen, weil sie sich in den Augen der Welt den Vorwurf nicht zuziehen wolle, sich ein Juwel von so unge-

heurem Preise gewünscht zu haben. Der König bemerkte hierauf, daß seine Kinder noch zu jung wären, um für sie eine Ausgabe zu machen, die viele Jahre hindurch als todttes Capital dieselbe noch vergrößern würde, und wies daher den Antrag Böhmer's auf das Bestimmteste zurück, den diese zweite Hiobspost fast der Verzweiflung nahe brachte. Nach mehrmonatlichen fruchtlosen Schritten und Klagen erlangte er jedoch endlich eine Audienz bei der Königin. Böhmer fiel auf seine Knie, faltete die Hände, weinte und rief: «Ew. Majestät, ich bin ruinirt, ich bin entehrt, wenn Sie mein Halsband nicht kaufen. Ich kann so viel Unglück nicht überleben; ich gehe von hier fort, um mich in's Wasser zu stürzen.»

»Stehen Sie auf, Böhmer!« sprach die Königin in einem sehr ernstern Tone — denn, daß er in dieser Absicht sich die Audienz erbeten habe, hatte sie nicht erwartet: — »ich habe dergleichen Aeußerungen nicht gern, und rechtsschaffene Leute haben überhaupt nicht nöthig, auf den Knien zu bitten. Sollten Sie sich das Leben nehmen, so würde ich Sie bedauern wie einen Wahnsinnigen, für den ich Mitleid fühle, aber ich würde wegen dieses Unglücks keineswegs verantwortlich seyn. Ich habe nicht nur dieses Stück, welches Sie so sehr in Verzweiflung bringt, gar nicht bei Ihnen bestellt; sondern jedes Mal, wenn Sie mich von Juwelenvorrath unterhielten, sagte ich Ihnen noch, daß ich auch nicht vier Diamanten zu denen, die ich schon besäße, hinzufügen würde. Ich habe Ihnen Ihr Halsband wieder zurückgegeben; der König wollte mir es schenken, ich habe es ebenfalls abgelehnt; sprechen Sie mir also nicht mehr davon. Suchen Sie es aus einander zu nehmen und einzeln zu verkaufen, und springen Sie ja nicht in das Wasser!« —

Mit diesen wenig Tröstliches enthaltenden Worten entließ die Königin Böhmer.

(Fortsetzung folgt.)

Episoden aus Diana.

(Dichtung und Wahrheit von F. E. Christen.)

(Fortsetzung.)

Friedrich wollte antworten, aber der Graf unterbrach ihn: »Erlauben Sie mir noch wenige Worte. — Ich will annehmen, daß wir wirklich einen guten Fürsten hätten, der uns ganz so beherrscht, wie wir es wünschen können, der im rechten Sinne ein Vater des Vaterlandes wäre, der mit milder Hand die Zügel der Regierung führte, so wäre es dennoch gut, die absolute Macht zu beschränken; denn nichts bürgt uns für die Sinnesart des Nachfolgers, und wir können nicht wissen, ob dieser nicht die Macht, die ihm zusteht, zu Handlungen der Tyrannei verwenden wird.«

»Nach meiner Meinung,« entgegnete Friedrich, »wird ein guter Fürst seinem Volke die Theilnehmer an der gesegneten Gewalt verleihen, und wird die Sucht,

unbeschränkt zu regieren, dem süßen Gefühle, sein Volk glücklich gemacht zu haben, aufopfern.«

»Zumal, da es sein eigener Vortheil ist;« setzte der Graf hinzu. »Er wird alsdann von seinem Volke geliebt und angebetet werden, anstatt er sonst gehaßt und angefeindet wird. Er wird ruhig unter seinen Unterthanen umherwandeln können, wie der Vater unter seinen Kindern, anstatt daß er jetzt sich mit einer eisernen Mauer umgeben, und dennoch stündlich für sein Leben zittern muß; anstatt er jetzt in jedem verwelkten Blatte, das ein leiser Lusthauch vor sich hertreibt, die Schritte des nahenden Mörders zu vernehmen glaubt. — Unglückseliges Verhältniß! Diejenigen, welche von dem tiefen Elende des Vaterlandes so recht überzeugt sind, welche den Willen, zu helfen, haben, werden, Mißverständnisses halber, eingekerkert, um in dumpfigen Löchern ihren Plänen weiter nachzusinnen.«

»Ich will nicht untersuchen,« entgegnete Friedrich, »ob die Eingekerkerten Recht oder Unrecht haben. — Haben sie Recht, sind ihre Meinungen die richtigen, so wird durch ihre Gefangenschaft die gute Sache nicht unterdrückt werden. Denn gute Ideen wurzeln ewig fort; sie stehen so fest, wie der Fels im Meere, wie die Grundvesten der Erde, wie die Sonne am Himmelsgewölbe. Nicht Verfolgung, nicht Kerker, nicht Tod können sie unterdrücken; denn sie sind ewig, unvernichbar. — Das lehrt die Geschichte. — Stets siegte die gute Sache, obgleich drohende Gefahren sie rings umlagerten.«

»Ich bin davon überzeugt,« entgegnete der Graf, »und auch in Deutschland wird die Freiheit triumphiren, aber noch Jahre werden darüber vergehen, und trübe, trübe Zeiten werden vorhergehen. — Wenn aber die gute Sache endlich gesiegt, wenn das Banner der Freiheit stolz in den Lüften flattert, und wenn muntere Siegeslieder zum Himmel emporhallen; dann werden die Machthaber es bitter bereuen, der demüthigen Bitte, der sanften Ermahnung nicht nachgegeben zu haben, sondern nur der blutigen Gewalt gewichen zu seyn; ich sage, bitter werden sie es bereuen, denn schwer kann der Deutsche gereizt werden, ehe er im wilden Zorne emporloberet; aber dann ist er fürchterlich, und nur Ströme vergossenen Blutes können ihn besänftigen. Er kämpft alsdann gegen Vater und Sohn, gegen Freund und Bruder, wenn er auf der Seite seines Verräthers, seines Unterdrückers steht.«

»Möchte ich jene Zeiten nie erleben,« sprach Friedrich zusammenschauernd, »oder möchten sie lieber nimmer eintreten. Bald vielleicht werden uns unsere Herrscher jene Rechte einräumen, deren Besitz wir so sehnlichst wünschen.«

»Zögerung und immer Zögerung!« entgegnete der Graf nicht ohne Heftigkeit. »Wenn werden die Fesseln der Sklaverei von uns abgeschüttelt werden?«

»Sie sprachen von Sklaverei, Herr Graf,« entgegnete Friedrich, »und dennoch werden Viele behaupten, daß solche gar nicht vorhanden sey. Wenn wir unsere Auslagen bezahlen, werden sie sagen, so können wir zufrieden und glücklich leben.«

Leider denken Viele so,« erwiderte der Graf. »Aber wenn wir Alle zur Erkenntniß gekommen seyn werden —!

»Es ist wahr,« sprach der Graf, »die Wissenschaft hat einen mächtigen Triumph davon getragen; sie wird jetzt von den Mächtigen der Erde gefürchtet, sie wird verfolgt, weil sie die Bundesgenossin der Freiheit, weil sie eine mächtige Stütze derselben ist; aber, so wie die christliche Religion, trotz allen Verfolgungen siegreich emporstach, so wird auch die Religion der Freiheit, die der reinen christlichen Lehre so innig verschwistert ist, triumphirend ihr Haupt erheben.«

(Schluß folgt.)

Die deutschen Reichskleinodien.

Die Reichskleinodien und Heiligtümer wurden vom Jahr 1424 an bis 1796, demnach also 372 Jahre lang in der Hospitalkirche zum heiligen Geist in Nürnberg aufbewahrt, zu den jedesmaligen Krönungen der römischen Kaiser oder Könige aber nach Frankfurt abgeliefert und von da allemal wieder unter starker Bedeckung zurückgebracht.

Als aber im Sommer des Jahres 1796 sich die französischen Kriegsheere der Stadt Nürnberg näherten, fand es der Rath seinen Pflichten angemessen, den seiner Verwahrung anvertrauten römisch-kaiserlichen Krönungs-Diadem sammt den dazu gehörigen Reichsschätzen in reichsoberhauptliche Hände, woraus sie die Stadt im Jahr 1424 zur Aufbewahrung erhalten hatte, mit Vorbehalt der Rückgabe bei verschwundener Gefahr, abzuliefern, was im Monat Juli 1796 wirklich geschehen ist, seit welcher Zeit sich die Reichskleinodien in der kaiserlich österreichischen Schatzkammer befinden, wo sie mit andern Kostbarkeiten gezeigt werden.

N a i v i t ä t e n.

»Nun, was hast Du auf der Universität gethan?« fragte ein Vater seinen nach einem Jahre von der Hochschule in die Ferien zurückkehrenden Sohn.

»Nichts, und Bier dazu getrunken,« antwortete derselbe.

»Wie kann man nur vom Pferde fallen!« sagte ein Stallmeister in ziemlich rauhem Tone auf der Reitbahn zu einem Scholaren, der sich sehr ängstlich und ungeschickt bewies!

»Nun, in der Luft kann man doch nicht hängen bleiben,« erwiderte der Gefallene.

S a l b e r L o h n.

Er schrieb ein Buch — wer kann es wehren? —

Dem heiligen Obscurantismus zu Ehren;

Er bekam eine Dose gar köstlich und fein,

Die Kießwurz geb' er sich selber hinein.

8.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Stuttgart, Ende November 1836.

Wir erfreuen uns eines gar muntern literarischen Treibens und Lebens; wenige Städte von gleichem Umfang werden (außer Leipzig, dem Stapelplaz des ganzen Buchhandels) mehr Buchhändler und Druckereien aufzuweisen haben, als wir. Was aber am besten beweist, welch' eine Größe unsere Stadt in dieser Hinsicht erlangt hat, das sind die literarischen Reizen, welche sich zur Belustigung des Publicums von Zeit zu Zeit unter ihren literarischen Notabilitäten erheben. Zuerst hat der kleine Zoller sich groß gemacht — ein Mann von drei Fuß acht Zoll Höhe (nun Napoleon, Alexander, Cäsar waren ja auch nicht Hopfenstangen), der brillante Theaterkritiker schreibt, dann der berühmte Lewald, den der bekannte Saphir durchaus zu einem Souffleur machen will, da er doch nur Statist (in Brünn) war, sich erhoben. Darauf sind Guckow und Groß-Hoffinger (den man hier seit seinen Schriften über Franz I. und Joseph II. den großen Hefierer nennt), einander in die Haare gefahren, und haben sich, gleich Straßenbuben, im Kothe gewälzt, und einander mit ganz dicken Klumpen, mit ganzen Mistkarren von boue de Paris beworfen. Endlich aber standen die edelsten Männer, der Schlossermeister Courtin (der die vielen Schlüssel zur doppelten Buchhaltung und zur einfältigen Haushaltung schreibt, daher sein Beinamen, der Schlosser, während er sich selbst den erhabenen Titel eines Professors der Handlungswissenschaften beilegt) und Elsner, genannt Robespierre, auf, und griffen sich an. Der Letztere hat sich wahrhaft europäischer Ruhm erworben, ihm dankt man nicht nur die richtigsten Aufschlüsse über die geheimnißvollsten Triebfedern von Napoleon's Handlungen, ihm dankt man nicht nur die einzig wahren, würdevoll geschriebenen, von unendlich viel Neuem und Gutem (nur schade, daß das Neue nicht gut und das Gute nicht neu ist) durchwebten Nachrichten über den nordamerikanischen Freiheitskrieg, sondern auch die ewig denkwürdige Entdeckung, daß das blutdürstige Ungeheuer, der wüthendste Schreckensmann der Revolution, Robespierre, den wir, gleich seinem Zeitalter, gänzlich verkannt haben — ein Muster von Tugend und Edelmuth, ein frommes, liebenswürdiges Lamm war, welches zu früh für das Wohl der Menschheit, von elenden, seinen Edelmuth nicht begreifenden Buben hingerichtet wurde. In seiner unerreichbar herrlichen Schrift über diesen Helden und Märtyrer der Tugend, über diesen Beförderer des Volksglücks, steht mehrmals, daß Robespierre ein edler Mann war, folglich kann es gar nicht anders seyn, und folglich hatte Fr. Elsner ganz recht, als er sich dem edlen Manne gegenüber vor dem Titelblatt mit der Guillotine und dem Gefängniß in Stahl stechen ließ — aber wahre Größe bleibt nie vom Zahn des Neides verschont, und der Schlossermeister Courtin, vom Neid über den Succes des neuen Robespierre geschwollen, hat denselben in einem neu begründeten Blatte, den Verkündiger, sehr angegriffen und heruntergemacht, worauf Elsner (Robespierre) sehr mäßig, wie es einem Lobredner der Tugend geziemt, — geantwortet, und ihn lassenbubenmäßig geschimpft hat. —

Ein Freund, welcher so eben bei mir eintrat, und mich unterbrach, frug, da er das vorliegende Blatt durchgesehen, warum ich solche Einzelheiten über Leute, die kein Mensch auf der Welt kennt, nach Leipzig schreibe, ich erwiderte ihm aber und gebe allen meinen Lesern die Nachricht, daß Leute, wie die genannten, in der ganzen Welt sehr bekannt sind, der kleine Zoller durch seine großen Kritiken über Seidelmann in der Didaskalia, Lewald, durch seinen Seidelmann und das deutsche Theater, durch seinen achtstägigen Aufenthalt in Paris, und durch seine Verbindungen mit dem Grafen Salm (als er Statist in Brünn war) und durch seine Uebersetzung der Europa aus dem Englischen und Französischen, Guckow durch seine Walli und Groß-Hoffinger durch seinen König, durch sein Pasquill und seinen Panegyrikus über Oesterreich, Courtin durch sein Schlosserhandwerk und Elsner durch seinen Robespierre.

Kann man berühmtere Personen zum Gegenstande einer Correspondenz wählen? Kann man die Wäthe des Buchhandels deutlicher beweisen, als dadurch, daß solche Männer (von Schilling und Menzel, divi fratres, obgleich Feinde, gar nicht zu reden) an einem Orte versammelt sind, um für den Ruhm der deutschen Literatur zu wirken? Hat Leipzig solche Leute aufzuweisen?

Das allgemeine Gespräch über die Eisenbahnen hat auch hier seinen Wiederhall gefunden, und die Reichen wissen nun auf einmal, wo sie ihr Geld lassen sollen. Mit ungeheurer Bequemlichkeit ward darauf losgegangen, das Capital von 30 Millionen wäre leicht zusammengebracht, da im Lande mehrere Particuliers sind, die bis auf 20,000 Th. und mehr, ja Einzelne, die gar bis auf 100,000 Th. im Vermögen haben. Daß unser Ländchen etwas hügelig, ja man könnte sagen, bergig ist, hat nichts zu bedeuten, das gibt den Eisenbahnen Abwechslung, und gibt Nahrung unter die Leute, denn man hat zwischen hier und Friedrichshafen am Bodensee bereits sechshundert zwei und siebenzig Stellen bezeichnet, woselbst Cavallerieregimenter von Vorspannspferden stationirt werden sollen, um die Dampfwagen, wenn man damit an die Berge kommt, hinaufzuziehen — der Vorschlag, an diesen Stellen die Passagiere selbst vor die Maschine zu spannen, fand nicht allgemeinen Anklang; desto mehr Anhänger erhielt ein zweiter Vorschlag, der nämlich, das ganze Land zu planiren, d. h. nicht mit Leimwasser, wie die Buchbinder, sondern ordentlich mit Hacke und Grabscheit die Berge abzutragen, die Thäler auszufüllen, die Flüsse in ihrer ganzen Länge zu überwölben und sie zu unterirdischen Canälen zu machen, worauf dann mit viel größerer Bequemlichkeit Eisenbahnen anzulegen und Dampfwagen zu brauchen seyn würden.

N. D.

Nervenprobe.

Wollt ihr der Welt beweisen,
Ihr seyd so stark, wie Eisen,
So lest ohne Schaden
Ein ganzes Buch — Balladen.

8-r.